

## Heinrich Böll – *Und sagte kein einziges Wort*

(1953, estratto)

Genere: romanzo

*Zeitroman* sul periodo della ricostruzione tedesca dopo la seconda guerra mondiale, in particolare sul momento in cui il boom economico non ha ancora preso avvio, visto dalla prospettiva privata dei due protagonisti, Fred Bogner, telefonista frustrato che vive a Colonia, e Käte, sua moglie. Separati da qualche tempo, i due passano in rassegna il loro passato insieme, rievocando episodi significativi di tempi felici contrapposti alla difficile situazione contingente. A dominare è soprattutto la miseria psichica, certamente dipendente da quella economica, ma anche dall'incapacità di comunicare delle due figure, che vivono vite parallele in condizioni di amara desolazione, ma si rendono conto che l'unica loro possibilità è un tentativo di riconciliazione.

Nel brano qui riportato, parte del cap. 4, Käte, una delle due istanze narranti personali accanto a Fred, propone una lucida auto-analisi della sua condizione personale e della sua quotidianità, in cui a realistiche descrizioni si alternano frammenti di pensieri e riflessioni della protagonista.

### 4

Wenn ich zum Wasserhahn gehe, um den Eimer volllaufen zu lassen, sehe ich, ohne es zu wollen, mein Gesicht im Spiegel: eine magere Frau, die sich der Bitternis des Lebens bewußt geworden ist. Mein Haar ist noch voll, und die winzigen grauen Strähnen an meinen Schläfen, die dem Blond einen silbrigen Schimmer geben—das ist nur das geringste Zeichen meines Schmerzes um die beiden Kleinen, von denen mir mein Beichtvater sagt, daß ich zu ihnen beten soll. Sie waren so alt, wie jetzt Franz ist, begannen eben, sich aufzurichten im Bett, versuchten mich anzusprechen. Sie haben nie auf blumigen Wiesen gespielt, aber ich sehe sie manchmal auf blumigen Wiesen, und der Schmerz, den ich empfinde, ist untermischt mit einer gewissen Genugtuung, Genugtuung darüber, daß diese beiden Kinder vom Leben verschont geblieben sind. Und doch sehe ich zwei andere imaginäre Wesen heranwachsen, Jahr um Jahr, fast Monat um Monat sich verändernd. Sie sehen so aus, wie die Kleinen hatten werden können. In den Augen dieser beiden anderen Kinder, die im Spiegel hinter meinem Gesicht stehen, mir zuwinken, ist eine Weisheit, die ich erkenne, ohne mich ihrer zu bedienen. Denn in den schmerzlich lächelnden Augen dieser beiden Kinder, die im tiefsten Hintergrund des Spiegels stehen, in einem silbrigen Dämmer, in ihren Augen sehe ich Geduld, unendliche Geduld, und ich, ich bin nicht geduldig, ich gebe den Kampf nicht auf, den zu beginnen sie mir abraten.

Nur langsam füllt sich mein Eimer, und sobald das Glucksen heller wird, immer heller, bedrohlich dünn, sobald ich höre, wie das blecherne Gerät meines alltäglichen Kampfes sich füllt, wenden sich meine Augen aus dem Hintergrund des Spiegels zurück, verweilen eine

Sekunde noch auf meinem Gesicht: Die Wangenknochen sind ein wenig hoch, weil ich mager zu werden beginne, die Blässe meines Gesichts wird gelblich, und ich überlege, ob ich für heute abend die Farbe meines Lippenstifts wechseln, vielleicht ein helleres Rot nehmen soll.

Wie viele tausendmal mag ich schon diesen Griff getan haben, den ich nun wieder tue. Ohne hinzusehen, höre ich, daß der Eimer voll ist, drehe das Wasser ab, meine Hände packen plötzlich zu, ich spüre, wie meine Armmuskeln sich straffen, und mit einem Schwung setze ich den schweren Eimer auf den Boden.

Ich horche an der Tür jenes kabinenartigen Nebenraumes, den wir mit Sperrholz abgetrennt haben, um mich zu vergewissern, daß Franz schläft.

Dann beginne ich meinen Kampf, den Kampf gegen den Schmutz. Woher ich die Hoffnung nehme, jemals seiner Herr zu werden, weiß ich nicht. Ich zögere den Beginn noch ein wenig hinaus, kämme mich, ohne in den Spiegel zu sehen, räume das Frühstücksgeschirr weg und zünde mir die halbe Zigarette an, die im Schrank zwischen meinem Gebetbuch und der Kaffeebüchse liegt.

Nebenan sind sie aufgewacht. Durch die dünne Wand höre ich das Fauchen der Gasflamme genau, das morgendliche Gekicher, und diese verhaßten Stimmen beginnen ihr Gespräch. Er scheint noch im Bett zu liegen, sein Gemurmel bleibt unverständlich, und ihre Worte verstehe ich nur, wenn sie sich nicht gerade abwendet.

...vorigen Sonntag acht richtige...neuen Gummi holen...wann gibt es Geld...

Er scheint ihr das Kinoprogramm vorzulesen, denn plötzlich höre ich sie sagen: Da gehen wir bin.

Sie werden also ausgehen, ins Kino, werden in die Kneipe gehen, und ich beginne leise zu bereuen, daß ich mit Fred verabredet bin, denn heute abend wird es still sein, wenigstens neben uns still. Aber Fred ist schon unterwegs, wahrscheinlich ein Zimmer besorgen und Geld, und unser Rendezvous läßt sich nicht rückgängig machen. Und meine Zigarette ist zu Ende.

Schon wenn ich den Schrank abrücke, kommen mir die Putzstücke entgegengebröckelt, die sich inzwischen von der Wand gelöst haben—es klatscht zwischen den Schrankbeinen heraus, verteilt sich schnell über den Boden, kalkiges Geröll, pulvrig und trocken, und beginnt sich auf seiner kurzen Bahn aufzulösen. Manchmal auch rutscht ein großer Placken herab, dessen Risse sich geschwind verbreitern, und die Stauung hinter der Rückseite des Schrankes löst sich, wenn ich ihn abrücke, es rollt wie sanfter Donner ab, und eine kalkige Wolke zeigt mir an, daß ein Tag besonderen Kampfes gekommen ist. Staub legt sich über alle Gegenstände des Zimmers, feiner, kalkiger Puder, der mich zwingt, ein zweites Mal mit dem Staubtuch alles abzureiben. Es knirscht unter meinen Füßen, und durch die dünne Wand der Kabine höre ich das Husten des Kleinen, dem dieser widerwärtige Staub in die Kehle geraten ist. Ich fühle die Verzweiflung wie einen körperlichen Schmerz, im Halse einen Wulst von Angst, den ich herunterzuschlucken versuche. Ich würgen heftig, ein Gemisch von Staub, Tränen und Verzweiflung gleitet in meinen Magen, und ich nehme nun wirklich den Kampf auf. Mit zuckendem Gesicht fege ich die Brocken zusammen, nachdem ich das Fenster geöffnet habe, nehme dann den Staublappen, reibe alles sorgfältig ab und tauche endgültig den Putzlappen ins Wasser. Sobald ich einen Quadratmeter zu säubern versucht habe, bin ich gezwungen, den Lappen auszuspülen, und sofort breitet sich im klaren Wasser eine milchige Wolke aus. Nach dem dritten Quadratmeter wird das Wasser dickflüssig, und wenn ich den Eimer ausgieße, bleibt ein widerliches, kalkiges Sediment, das ich mit den Händen auskratze, ausspüle. Und wieder muß ich den Eimer volllaufen lassen.

An meinem Gesicht vorbei fallen meine Augen in den Spiegel, und ich sehe sie, meine beiden Kleinen, Regina und Robert, Zwillinge, die ich gebar, um sie sterben zu sehen. Freds Hände waren es, die die Nabelschnüre zerschnitten, die die Geräte auskochten, auf meiner Stirn lagen, während ich in den Wehen schrie. Er heizte den Ofen, drehte Zigaretten für uns beide und war fahnenflüchtig, und manchmal meine ich, ich liebe ihn erst, seitdem ich begriffen habe, wie sehr er die Gesetze verachtet. Er trug mich auf seinen Armen, brachte mich in den Keller, und er war anwesend, als ich sie zum ersten Male an die Brust legte, unten in der muffigen Kühle des Kellers, beim Schein der sanften Kerze, Clemens saß auf seinem Stühlchen, betrachtete ein Bilderbuch, und die Granaten schlugen über unser Haus hinweg.

Aber das bedrohlich werdende Glucksen des Wassers ruft mich zurück zu meinem Kampf gegen den Schmutz, und wie

ich den Eimer mit gewohntem Schwung auf den Boden setze, sehe ich, daß die Stellen, die ich eben gewischt habe, trocken geworden sind und die tödliche Transparenz der weißen Kalkmasse zeigen, widerliche Flecken, von denen ich weiß, daß sie unausrottbar sind. Aber dieses weißliche Nichts tötet meinen guten Willen, zermürbt meine Kraft, und die Stärkung, die vom Anblick des klaren Wassers in meinem Eimer ausgeht, ist gering.

Immer wieder hebe ich das leere Blechgefäß unter den langsam fließenden Hahn, und meine Augen saugen sich fest an der milchig verschwimmenden Feme hinten im Spiegel— und ich sehe die Körper meiner beiden Kinder mit Schwellungen von Wanzenbissen, sehe sie von Läusen zerstoßen, und es ergreift mich der Ekel beim Gedanken an das ungeheure Heer von Ungeziefer, das durch einen Krieg mobilisiert wird. Milliarden von Läusen und Wanzen, von Mücken und Flöhen setzen sich in Bewegung, sobald ein Krieg ausbricht, sie folgen dem stummen Befehl, der ihnen sagt, daß etwas zu machen sein wird.

Oh, ich weiß, und ich vergesse nicht! Ich weiß, daß meinen Kindern der Tod durch die Läuse gebracht wurde, daß man uns ein völlig nutzloses Mittel verkaufte aus einer Fabrik, die der Vetter des Gesundheitsministers unterhielt, während das gute, das wirksame Mittel zurückgehalten wurde. Oh, ich weiß, und ich vergesse nicht, denn hinten im Spiegel sehe ich sie, meine beiden Kleinen, zerstoßen und häßlich, fiebernd und schreiend, ihre kleinen Körper von nutzlosen Injektionen geschwollen. Und ich drehe den Hahn zu, ohne den Eimer zu ergreifen, denn heute ist Sonntag, und ich will mir eine Ruhepause gönnen im Kampf gegen den Schmutz, den der Krieg in Bewegung gesetzt hat.

Und ich sehe Freds Gesicht, unerbittlich alt werdend, leergefressen von einem Leben, das nutzlos wäre und gewesen wäre ohne die Liebe, die es mir einflößt. Das Gesicht eines Mannes, der früh von Gleichgültigkeit erfaßt wurde gegen alles, was ernstzunehmen andere Männer sich entschlossen haben. Ich sehe ihn oft, sehr oft, öfter noch, seitdem er nicht mehr bei uns ist.

Im Spiegel lächele ich, sehe ich erstaunt mein eigenes Lächeln, von dem ich nichts weiß, lausche dem Geräusch des Wasserhahns, dessen Glucksen immer heller wird. Es gelingt mir nicht, meinen Blick aus dem Spiegel zurückzuholen, ihn auf mein Gesicht zu lenken, mein eigentliches, von dem ich weiß, daß es nicht lächelte.